

Die Lebensjahrzehnte
eins, vier, fünf, sechs
und acht vereint
vorm Haus. Uropa
Willi lässt sich auf
diesem Bild entschuldigen.
Er blieb lieber gemütlich
auf seinem Stuhl.





Text LORENZ WAGNER

Fotos DANIEL DELANG

Alle zusammen

**Vier Generationen
unter einem Dach:
So wohnt unser
Autor mit seiner Familie.
Ein Modell der Zukunft, sagt die
Wissenschaft. Hier knirscht es erst
ziemlich – und wird
dann zu einem
Miteinander,
das alles
verändert:
das Leben
und das
Altern**

A

Als in der Früh die Männer mit den Sägen kamen, verbarg Willi sich in seinem Bett. Er schaute auch nicht zum Fenster raus. Seine geliebte Fichte, älter als er mit seinen 95 Jahren. Einer der Männer kletterte in den Wipfel, 25 Meter in der Höhe, doppelt so hoch wie das Haus. Die Spitze des Stamms fiel nach dem Mittagessen, die Mitte zur Kaffeestunde, der Fuß zur Dämmerung, Haus und Boden zitterten, Sophia klammerte sich um meinen Hals.

In der ganzen Straße roch es nach Spänen und geschlagenem Holz, eine Woche lang. Und eine Woche lang kam Willi nicht zum Frühstück, nicht zum Nachmittagskaffee. »Ich habe beschlossen«, sagte er zu uns, »ich bin jetzt bettlägerig.« Er brach uns das Herz.

Dann ging Helga, seine Frau, in sein Zimmer: »Die Sonne scheint so schön.« – »Nein!« Eine Stunde später Susanna, die Tochter. »Nein.« Zwei Stunden später ich. Schließlich Franziska. »Opa, komm, bitte.«

Gestützt auf Tochter und Enkeltochter tritt er in den Garten, sie führen ihn zu einem Stuhl, zehn Schritte vom Fichtenstumpf entfernt.

Ich weiß noch, wie Willi mir nach unserem Einzug seinen Garten vorstellte. Sein Garten hieß: seine Bäume. Alle zählte er auf, die beiden Eichen, die Kastanie, Linde, Buchen, Ahorn, Goldfichte, Apfelbaum, zehn Baumarten, und das überhaupt, 150 Jahre alt – die Fichte. Ein Borkenkäfer hatte sie befallen, dem Tode geweiht.

So schwach wie in diesen Minuten habe ich Willi nie gesehen, Franziska wickelt ihm die Decke um den Nacken. Tränen füllen seine Augen. Dieses Loch im Gartenhimmel.

Sophia kommt gelaufen, meine Tochter, drei Jahre alt. Sie stellt einen kleinen Stuhl vor Willis Füße und, fein gereiht, einen zweiten, dritten, vierten, fünften. Ich muss mich nach vorn setzen, »du bist der Lokomotivführer«, alle anderen dahinter, und Sophia beginnt zu singen: »Tuff, Tuff, Tuff, die Eisen-

bahn, wer will mit der Eisenbahn fahr'n? Alleine fahren will ich nicht, da nehme ich den Opa mit.« Ich sehe Willi hinter mir lächeln.

Als Sophia längst ihr Spielpferdchen mit Sägespänen füttert, mit »weißer Schokolade«, sitzen wir um Willi und sprechen über seine Fichte, Helga über deren harzige Tränen, Susanna darüber, dass sie sie am Vorabend noch einmal umarmt hat, Franziska über die Stammstücke, die sich neben uns türmen. »Daraus zimmern wir einen Tisch«, sagt sie. Und Willi hebt die Augen und sagt: »Dann ist er ja noch da.« Wie hell der Garten nun ist.

Willi und Helga, Susanna, Franziska und ich, Sophia – vier Generationen unter einem Dach, ein Zusammenleben, das bei unseren Freunden Sehnsüchte weckt. Oder Kopfschütteln. Kalt lässt es niemanden. Kommt Besuch, drehen sich die Gespräche schnell um diese Familienaufstellung. Aber so verrückt ein Leben in einem Vier-Generationen-Haus manchmal ist, so ungewöhnlich es klingt, es wird nicht ungewöhnlich bleiben. Einmal erzählte ich einem Oxford-Professor davon, dem Altersforscher Andrew J. Scott. Er wurde ganz aufgeregt, stellte viele Fragen. Und er sagte: »Wie Sie zusammenleben, ist in unserer alternden Gesellschaft ein Modell der Zukunft.«

In den USA lebte 2016 bereits jeder fünfte Mensch in einem Mehrgenerationenhaus, so viele wie zuletzt in den Fünfzigerjahren.

Und die Pandemie wird den Wandel beschleunigen. Millionen sind umgezogen, weil sie den Job verloren oder sich einsam fühlten. Viele zogen zur Familie, schreiben die Meinungsforscher von Pew Research in Washington, rund die Hälfte der Befragten.

Und in Deutschland, wo neun von zehn Menschen eh schon der Ansicht sind, dass ihnen die Familie das Wichtigste ist, sagt ein Viertel der Menschen, dass sie ihnen durch die Pandemie noch wichtiger geworden ist. Die Generationen rücken zusammen.

Vier Jahre ist es her, dass Franziska und ich mit Kind, Hund und Harfe vor diesem Haus vorfuhr, einer kleinen, alten Villa, die auf Efeu zu ruhen schien. Jede ihrer Seiten hatte ein eigenes Gesicht, passend, dass vier Generationen hier leben sollten. Vorne ein Dreiecksgesicht mit zwei verwitterten Säulen, hier hatte Helga im Erdgeschoss ihre Räume, die Seele im Haus, damals 81 Jahre alt. Fünf Mädchen hat sie großgezogen und ist darüber jung geblieben. Einmal fuhr wir mit ihr zum Zelten nach Italien. Sie schlief eine Woche auf dem Beifahrersitz. Gewaltiger als Helgas Herz und Lebensfreude waren nur ihr Kleiderschrank und ihr Niesen, das der Grund dafür sein muss, dass einer der beiden Schornsteine abgebrochen war.

Die linke Seite lag, bewacht von zwei bemosten Steinlöwen, wie ein Waldhaus da.



Mütter und Töchter unter sich. Die Mutter von Helga (rechts) starb 1936 bei deren Geburt. Sophia (links) trägt den Namen dieser Ur-Ur-Oma als Rufname.

Aus den Nestern und Kobeln rieselten Schalen und Kerne auf die Veranda. Hier lebte Susanna, 60, mit ihrem Labrador Paula. Als vor zehn Jahren die Finanzkrise ihr Geschäft als Puppenmacherin in Stücke geschlagen hatte und ihr Lebensgefährte gestorben war, kehrte sie ins Elternhaus zurück. Helga und Willi begannen alt zu werden. Susanna ließ sich als Heilpraktikerin ausbilden und versorgte die Familie mit Tinkturen, die sie in einer Labornische in ihrem Bad anrührt.

Hinten war die Villa mit Holz verkleidet, aus seinem Fenster im ersten Stock konnte Willi die Fichte und das Hühnerhaus beobachten. Willi hatte ein verschmitztes Lächeln und die gewaltigsten Augenbrauen, was beides in seinem Leben sicher hilfreich war, verließ sich doch Charlie Bluhdorn auf ihn, wenn es darum ging, im richtigen Augenblick zu lächeln oder streng zu schauen. 150 Unternehmen zählten zu Bluhdorns Reich, dem Konglomerat Gulf & Western: Zink und Zucker, Pferde und Rinder, Madison Square Garden, Simon & Schuster und die Paramount, was dazu führte, dass Willi mit Romy Schneider und Robert Redford verkehrte und er, bevor sie *Der Pate* drehten, Francis Ford Coppola traf, um seine Meinung über Marlon Brando zu hören, dem Charlie misstraute: zu teuer, abgehalftert! Als Coppola erzählte, welche Ideen Brando hatte, der sich Stoff in die Wangen stecken wollte, um seine Aussprache zu verfremden, sagte Willi zu Bluhdorn: »Charlie, give him a chance.« Die warmen Monate verbrachte Willi im Hausgarten, vor der vierten Gebäuseite. Wein überwucherte die Fassade, die Blätter hingen so tief, dass sie mein Gesicht streiften, als ich durch die Eingangstür trat.

Sophia, noch ein schlummerndes Bündel, war das Erste, was wir ins neue Heim trugen. Franziska ging mit ihr durch zur Waldseite, in Susannas Reich, und legte sich in ihrer Mutter Bett. Franziska war noch schwach, nach der Geburt erkrankt, schwere Wochen, erst langsam kehrte ihre überquellende Lebendigkeit zurück. Als ich später mit der Wickeltasche in der Hand hinzutrat, sah ich, wie sich Franziska um Sophia, Susanna um Franziska und Helga um alle kümmerte. Mich beschlich, bei allen Zweifeln, eine Hoffnung, wie es auch sein könnte, wenn vier Generationen unter einem Dach leben.

Die Idee des Einzugs hatten die Mütter unter sich entwickelt. Franziska wollte, dass Sophia im Grünen aufwächst. Helga erfüllte die Vorstellung, eine Urenkelin in ihrer Nähe zu haben, mit Aufregung. Und Susanna hatte Franziska angeboten, dass sie uns



Willi albert gerne mit Sophia. Um Sophia zu schützen, verbergen wir ihr Gesicht und verwenden ihren Zweitnamen.

die Dachwohnung überlässt, sich auf eineinhalb Zimmer verkleinert. Ein wenig half bei diesem Opfer, dass ihr Labrador Paula, »die alte Heugeige«, kaum mehr die Treppe hochkam, ein steiles, hölzernes Konstrukt, das auch unsere Möbelpacker entsetzte.

Immerhin, das größte Möbelstück durfte im ersten Stock bleiben: das Sofa, unser Beitrag fürs gemeinschaftliche Wohnzimmer, der bei Helga und Susanna kreischendes Gelächter ausgelöst hatte und von dem Willi, aus Gründen, nichts ahnte. Samt und Velours, die Grundfarben orange und lindgrün, die Kissen geblümt, Gelb, Grün, Orange, Gold, Blau, Braun, Lila, Violett, alle Farben, nur eine einzige fehlte: Weiß. Die von Willis Sofa, das geschaffen wurde, um darauf mit gespreizten Fingern einen Fünfuhrtee zu nehmen, und das nun weichen musste.

Müde saß ich am Abend mit einem Bier in unserer neuen Küche, von unten hörte ich einen aufgeregten Mix aus Stimmen. Ich kühlte mit der Flasche meinen Daumen, der mir übelnahm, dass ich ihn zwischen Wand und Kühlschrank platziert hatte. Da kam Franziska hochgelaufen. »Der Opa hat das Sofa gesehen.«

In einer perfekten Welt, sagte mir mal eine Beziehungsforscherin, wären wir alle allein: Solch eine Mühe ist es, unseren Tag mit anderen in Einklang zu bringen. Nun ist es sicher nicht leicht, den Tageslauf mit anderen zu teilen. Schwerer aber ist es, ein Dach zu teilen, Klingel und Briefkasten, Eingang und

Garderobe, Sofa und Waschmaschine. Du musst nicht nur den Tag, du musst dein Leben mit anderen in Einklang bringen. Und so war vor dem Einzug – bei aller Vorfreude – in uns ein Unbehagen aufgestiegen. Nur Willi und Sophia hatte es nicht beschlichen, sie mussten wegen ihres Alters in nichts zurückstecken.

Susannas Blick verdüsterte sich, als sie ihr Hab und Gut ins Erdgeschoss tragen sollte. Wie viele Wochen sie brauchte! Ich schüttelte den Kopf, bis ich sie einmal vor ihren Sachen sitzen sah. Den Stoffen, aus denen sie einst Puppen gefertigt hatte. Den Büchern ihres Lebensgefährten, dessen Herz einfach aufgehört hatte zu schlagen, er war doch nur joggen ... Nicht mal die Hälfte dieser Lebenserinnerungen würde sie in der neuen Bleibe unterkriegen. Es waren nicht nur Kisten, die Susanna tragen musste.

Von Helgas Sorgen erfuhren wir über Umwege. Auf einem Fest fragte sie ein Nachbar, wie es wohl werden würde, mit uns im Haus. »Ich weiß nicht«, hörten wir Helga sagen. Mit Baby im Haus würde sie sicher nicht mehr die Musik laut stellen und durch die Zimmer tanzen. Und wo sollten nun Besucher schlafen?

Schließlich unsere Zweifel. Mit 16 Jahren war Franziska von zu Hause ausgezogen, hatte ihren Weg gefunden, in Film und Musik, mit eigener Familie, und mit 36 sollte sie noch mal mit ihrer Mutter zusammenziehen. Die sie »Herzchen« nannte, sich Sorgen um Schlaf und Ernährung des Kindes

machte. Mutterliebe kann furchtbar sein, meistens aber ist sie wunderbar. Nur für Franziska war Susanna bereit, ihr altes Leben in Kisten zu räumen. Nur für Sophia ging Franziska die Mühe ein, sich ein zweites Mal von der Mutter freikämpfen zu müssen.

Auch ich begann zu krampfen. »Also, mir wäre meine Freiheit da zu wichtig«, hatte Martin, ein guter Freund, zu mir gesagt, als er von den Plänen gehört hatte. Mein bester Freund Benjamin hatte nur geschwiegen, ich empfand es als das Lauteste, was ich je von ihm gehört hatte. Was bedeutete das für unsere Zweisamkeit?, fragte ich mich. Unsere Dreisamkeit, Sophia, Franziska und ich?

Den ersten Ärger, das Sofa, kittete Sophia. Als sie beim ersten Frühstück auf Willis Schoß saß, wurde aus »Ihr könnt gleich wieder ausziehen« ein »Wäre ich nicht 90 Jahre alt, könntet ihr gleich wieder ausziehen«. Dann streckte er Sophia die Zunge raus.

Und so nahm das neue Leben seinen Anfang. Das Gefühl, in einer Puppenwohnung zu wohnen, die Decken so niedrig. Sumsende Gartentage, Glühwürmchen-Stunden, einander helfende Hände, Tischtennis gegen Helga. »Wehe, du lässt mich gewinnen.« Die Bäume färbten sich, erster Schnee, Weihnachten, Willi kam, von zwei Generationen gestützt, nach oben, zum ersten Mal seit Jahren. »Danke, dass wir hier wohnen dürfen.« – »Ach was. Schön, dass ihr da seid.«

Jede Generation hatte ein eigenes Bad, einen eigenen Herd, einen eigenen Fleck im Garten, doch Zentrum war Willis und Helgas Küche. Nach und nach stießen alle hinzu, wenn die beiden um neun Uhr frühstückten und um drei Uhr nachmittags Kaffee tranken. Schien die Sonne, verlagerten sich die Treffen in den Hausgarten. Hier stellten wir im ersten gemeinsamen Frühling Sandkasten, Grill und Planschbecken auf, hier servierte Helga ihren Erdbeerkuchen, den sie nach Ostern fast täglich backte. Schließlich waren die Beeren im Angebot, und um Geld zu sparen, mussten sie gekauft werden.

Im Frühling war es auch, als die ersten Streitereien aufkamen, der familiäre Honeymoon war vorbei. »Franziska! Räum bitte meinen Geschirrspüler nicht mehr ein.« – »Warum?« – »Du machst das nicht richtig.« – »Lorenz! Man darf die Waschmaschine nicht so voll machen.« – »Franziska, Lorenz. Wie sieht es hier wieder aus?« – »Dieser Lärm! Könnt ihr Sophia nicht mal hochtragen?«

Und sie hatten ja recht.

Aber: Waren sie blind? Sahen sie nicht, wie es ist mit Tüten in der Hand, Sophia auf der Schulter, Hund zu den Füßen? Wie viel

Sinn für Ordnung du hast, wenn Sophia vor Hunger schreit? Und der Ton war auch nicht in Ordnung. Und wir brauchen niemanden, der, wenn wir weg sind, den alten Lavendel aus unseren Balkonkübeln ausgräbt.

Streit, wie er wohl in jedem Mehrgenerationenhaus vorkommt, Achtlosigkeiten, aber diese sind keine böswillige Missachtung, im Gegenteil, sie sind Ausdruck von Vertrauen. Erklärt hat mir das die Beziehungsforscherin, die mir einst gesagt hatte, dass wir in einer perfekten Welt alleine leben würden: Anna Machin von der Oxford-Universität. Sogar im MRT unserer Gehirne lässt sich beobachten, wie achtsam wir gegenüber Freunden sind und wie nachlässig gegenüber der Familie. »Weil wir genetisch verbunden sind, vertrauen wir mehr in diese Beziehung.«

Und so musste, weil wir uns biochemisch zu sicher waren oder auch einfach mal Fehler machten, öfter mal der Familienrat tagen. Wir hörten zu. Redeten. Und langsam ruckelte es sich zurecht. Unsere große Hilfe dabei: Sophia.

Sophia hatte uns in dieses Haus gebracht. Und hielt uns zusammen. Sie ist unser Katalysator, dachte ich einmal. Gerhard Ertl, Nobelpreisträger der Chemie, hatte mir einst die Katalyse erklärt, wie bedeutsam sie ist, wie sie uns und unsere Welt formt. Ohne Katalysatoren keine industrielle Revolution, kein Benzin, kein Kunststoff. Ohne sie kein Leben, kein Denken, Wachsen, Verdauen. Katalysatoren bringen zusammen. Und helfen über Klippen. »Ein Katalysator ist wie ein Bergführer«, sagte Ertl. »Er bringt den Wanderer am schnellsten über den Pass.«

Wir sahen Sophia beim Wachsen zu und merkten gar nicht, wie wir mit ihr wuchsen. Unsere Rücksicht, das Verständnis, unsere Gemeinschaft. Wir wuchsen zusammen. Es geht nicht von allein, du musst was dafür tun, Sophia nahm uns viel Arbeit ab. Nachdem sie mit Willis Rollator das Laufen gelernt hatte, eroberte sie das ganze Haus. »Oma Susi!« – »Ja!« – »Vorlesen!« – »Oma Helga!« – »Ja!« – »Trampolin hüpfen!« – »Opa Willi, Trompete spielen!« Und nach dem, was ein Tag so brachte, Vorlesen, Füttern, Wickeln, Wettlaufen, Tränentrocknen und hundertfaches Treppensteigen, waren alle am Abend, wie Susanna es nannte, »aufgearbeitet«. Die Älteren belohnt mit 400 Kinderlachen statt der 15 Lachen, die Erwachsene im Schnitt am Tag von sich geben. Da nahm Willi es hin, wenn ihm Sophia, die, bevor sie ins Bett ging, noch eine Turnstunde brauchte, auf dem Kopf herumhopste, wenn er sich

ein Stockwerk tiefer seinen heiligen Abendfilm anschauen wollte. Willi war der zweite Katalysator in unserem Haus, der Zweite, der uns alle brauchte und damit auch zusammenhielt. Es sind die Schwächsten, die eine Gesellschaft zusammenhalten.

Als ich Willi zum ersten Mal begegnete, besuchten wir ihn in Italien. Franziska wollte auf einer Reise einen Stopp bei Opa auf dem Campingplatz einlegen. Wir schliefen im Vorzelt. In der Früh verschwand Franziska am Meer, und ich saß mit Willi da, erst höflich, dann mit heißen Ohren. Er erzählte von der Paramount, wie er mit Hitchcock aufs Oktoberfest ging, wie er Leo Kirch dazu brachte, seine Schulden zu zahlen. Er habe den Schluss eines Films zurückgehalten, der bei RTL als Blockbuster laufen sollte. Kurz vor der Ausstrahlung habe Kirch angerufen: »Wo ist die Filmrolle?« – »Wo ist unser Geld?«

Und er erzählte Geschichten von Louis de Funès, Romy Schneider, und wie sie aus dem Desaster *Love Story* einen Film machten, der mehr als 100 Millionen US-Dollar einspielte. Und schließlich über das Leben an sich, was zählt, was nicht.

Oft haben wir uns in den folgenden Jahren wiedergesehen, Weihnachten, Ostern, schnelle Besuche im Sommer, aber nie mehr entspann sich solche Nähe zwischen uns. Es war das geteilte Zeltdach, das uns damals verbunden hatte, und sieben Jahre später vereinte uns wieder ein Dach, und wir begannen das alte Gespräch wieder aufzunehmen. Ich warf mir vor, dass ich es in den Jahren zuvor nicht ernsthafter versucht hatte. Es war ein Glück, dass er noch erzählen konnte. Aber so ist der Mensch, gerade Kinder oder Enkel. Sie versäumen zu fragen und merken es erst, wenn die Zeit verflogen ist. Bald saßen auch Franziska, Susanna und Helga dabei. Und Helga sagte, wenn Willi in seinem Gehirnkasten kramen musste, nach Namen, Daten: »Hast du diese Dokumente wirklich weggeworfen?« – »Der Lorenz ist der Erste in dieser Familie, der sich dafür interessiert!«, schimpfte Willi dann. Das stimmte so natürlich nicht, alle hatten ihm gelauscht. Aber es war auch nicht falsch. Es war kein Zufall, dass der Außenstehende anfangs, diese Fragen zu stellen. So wie Familienmitglieder sich untereinander weniger bemühen, weil sie sich ihrer Nähe sicher sind, so fragen sie weniger und ahnen nicht, was sie versäumen. Die Fragen, die ich Willi stellte, über Leben und Tod, habe ich meinen Großeltern nicht gestellt, leider. Und ich werde mich beeilen müssen, sie meinen Eltern zu stellen. Wie viel und doch so wenig ich über sie weiß. ▶



Dieses Haus bezogen Helga und Willi 1962 als junge Eltern, Helga war 26, Willi 36. Mit Willis Rollator lernte Sophia laufen, er spendierte auch das Trampolin.

Lieber tanzt Helga als zu kochen, bei Lorenz ist es umgekehrt. Im Haus gibt es drei Küchen – das hilft dem Frieden.



Neben Willis Schlafzimmer hängt ein Foto an der Wand, er und Charlie Bluhdorn im Gespräch, Willi in meinem Alter, Trenchcoat, Anzug, Krawatte, breite Brust, ebenes Gesicht, Sonnenbrille, der Schopf dicht, Charlie lauscht, ihre Gulfstream wartet, gleich fliegen sie los, Geld bewegen und die Welt. Und nun, ein halbes Jahrhundert später, als er vorbeiläuft: die Brust schmal, das Haar weiß, die Hände am Rollator, geht Willi einen Schritt, läuft der Sekundenzeiger fünf Schritte.

Das Alter ist ein Räuber. Und es hat Willi geplündert.

Oft saßen wir in der Küche und sprachen darüber, sprachen auch über den Tod. Ob er hundert werden wollte? »Überhaupt nicht. Im Verhältnis zu dem, was ich die letzten achtzig Jahre gehabt habe, ist das jetzige Dasein unerfreulich. Am schönsten wäre es, wenn ich einschlafe und beim Aufwachen feststelle, dass ich nicht mehr...«

Er lachte. Und wurde ernst. »Die Erkenntnis, dass nichts mehr besser wird, ist das, was einem schwerfällt.«

Was das Alter mir wohl rauben wird? Was meine kleinen Niederlagen sein werden, meine Demütigungen? Ich begann zu sehen, wie auch wir Jüngeren es den Alten schwer machten, ungewollt, in kleinen Ereignissen.

Als wir zusammensaßen und uns alte Bilder anschauten, jeder hatte was zu sagen, auch Sophia. »Papa?« – »Ja?« – »Die ... Die ...« hob sie an, die Stimme dünn, die Gedanken in die richtige Reihung bringend, alle warteten geduldig, zehn Ohren gespitzt, bis sie sagte, was sie sagen wollte. Kurz darauf hob Willi an. »Als ... als ...«, die Stimme dünn, die Gedanken in die Reihe bringend. Stille. Es dauerte. Bevor er den Faden fand, sprach einer rein. Und Willi schwieg.

Oder als wir im Garten saßen, die Hunde im Schatten, Sophia in ihrem Tipi, Susanna an der Kaffeemaschine, Helga auf einem Handtuch, Franziska im Pool, wie wir das aufblasbare Becken für 100 Euro aus dem Baumarkt nennen, und Willi, thronend, auf seiner Liege. Da fehlt doch irgendwas.

»Wo hast du denn deine Kreuzworträtsel?« – »Die mache ich nicht mehr.« – »Was?« – »Weil ich's nicht mehr lesen kann.« – »Oh. Seit wann?« – »Seit Herbst.«

Ich schwieg und schämte mich. Weihnachten hatten wir ihm noch einige Kreuzworträtsel geschenkt. Ach, würden alte Menschen solche Sachen doch erzählen. Oder besser: wir mehr hinschauen.

Lebten Franziska und ich wie vorher, in der Zweigenerationenwohnung, wüsste ich



Helga und Sophia. Durch die Pandemie mag vielleicht Helgas Tanzen und Turnen in der Stadt ausfallen, der Sport mit Sophia findet weiter statt.

nichts über das Alter. Dort war das Altsein weit weg. Dabei ging ich auf die 50 zu, hatte mehr als die Hälfte meiner Tage verlebt. Aber ich hatte es nie so empfunden. Erst hatte Franziska, die zehn Jahre jünger ist, mein Altern verschleiert, dann Sophias Geburt.

Alter war das, was, räumlich weit weg, im Saarland meine Eltern ereilte, die zu Großeltern geworden waren und, wenn ich sie besuchte, grauer und schwächer wurden. Auch sanfter erschien sie mir, sie schauten mich anders an, zärtlich, liebevoll. Gerührt trug ich diese Blicke mit mir zurück nach München, sie wärmten mich über Monate, aber verwirrten, ängstigten mich auch. Meine Eltern nahmen in Raten Abschied.

Da ich sie nicht Tag für Tag sah, konnte ich das verdrängen, mich weiter fühlen, als wären sie für immer da, die neuen Bilder konnten sich nicht über die alten schieben. Dachte ich an meinen Vater, hatte er schwarze Haare, und ich sprang ihm auf den Rücken, wenn er das Feuer schürte. Ich war entkoppelt vom letzten Drittel des Lebens, wie es wohl viele sind in dieser Gesellschaft, in der die Jugend oft zum Arbeiten in die Städte geht und das Alter in seinen Häusern in Dörfern und Vororten zurückbleibt, vor dem Tod vielleicht noch ein Zwischenstopp in Heim oder Residenz. Erst als wir in dieses Haus zogen, zu Franziskas Familie, wurde das Altern Teil meines Alltags.

Einmal lieh ich mir bei der Caritas einen Altersanzug, mit Gewichten, die den Gang verlangsamen, Handschuhen, die den Griff erschweren, und einer Brille, die den Blick trübt. Sich mal ein wenig fühlen wie Willi. »So ein Unsinn«, sagte der. »Wir brauchen einen Anzug, der dich fühlen lässt wie 35.«

Und ich wollte noch mehr wissen. Kann man denn nichts tun? Ich begann mit bekannten Altersforschern zu sprechen, eine Wissensreise in eine aufregende Welt. Erstmals in der Geschichte, sagten Wissenschaftler wie der Harvard-Professor David Sinclair, lasse sich das Altern bremsen, sogar umkehren. Er erzählte von wundersamen Molekülen, die er schluckte und die verjüngen. »So ein Unsinn«, sagte Willi wieder. Helga und Susanna aber bestellten und schluckten sie.

Und am Ende begann ich, das Alter zu verstehen. Ich war diesem Räuber nicht mehr arglos ausgeliefert, ein wenig verlor er seinen Schrecken. Es ist ein Privileg, in diesem Haus zu leben.

Das dritte Jahr, alles hatte sich gefügt, die Tage flossen dahin, »an die Zeit werden wir uns immer erinnern«, sagte Helga. Gartenpartys, Tanzfeste, aber auch einfach geteilter Alltag, Hühner füttern, Beete mulchen, beim Gassi Bäume an der Rinde erkennen, glatt die Hainbuche, rau die Fichte, Augenblicke, die zu Erinnerungen werden. Ja, und

dann kam die Pandemie. Abends saßen wir bei Willi, vorm größten Fernseher im Haus, und hörten vom Sterben der alten Menschen.

Susanna versenkte sich in einem Buch über Viren, so dick, dass Sophia es kaum heben konnte, und bestellte Pflanzen und Alkohol und begann, in ihrem Bad mit den grünen Fliesen aus den Siebzigerjahren Heiltränke anzurühren, und erstellte ein hausinternes Notfallszenarium: Abstandsflächen, Erstmaßnahmen, Folgestrategie. Franziska und ich machten uns auf die Jagd nach Desinfektionsmitteln, entwarfen Einkaufspläne und sprachen lange Abende darüber, wie wir Helga und Willi vor der Welt schützen können. Die Einzigen im Haus, die Ruhe bewahrten, waren bald 85 und 95 Jahre alt. Helga quittierte Franziskas Idee, für sie einzukaufen, mit einer Mischung aus Hohnlachen und maßregelndem Blick. Das Rausgehen in die Welt, ob gefährlich oder nicht, war ihr Menschenrecht und eine Freiheit, die sie sich nicht nehmen ließ. Auch nicht die Spaziergänge mit ihrer Freundin Ruth, bei denen sie gerne Sophia mitnahmen, weil sie mit ihr den Wald mit ganz anderen Augen sahen. Wie Sophia die Bäume betrachtete, die Steine, die Blätter, wie sie die Alten zwang, sich mit ihr auf Hohlflächen zu legen und in den Blätterhimmel zu schauen. Also, nix da. Telefonat mit Ruth, die in Einsamkeit versank. »Sophia, magst du mitkommen?«

Und das Einzige, das Willi bekümmerte, war die Triage, von der alle sprachen: Wen retten in der Not, wen sterben lassen? In Italien waren es vor allem alte Menschen, die nicht beatmet wurden. Willis Stimme bebte: »Sind wir Alte nichts wert?« Nie zuvor hatte ich ihn so wütend gesehen. Es war nicht, dass er sich ans Leben klammerte. Träfe ihn das Virus, er würde sein Haus nicht verlassen wollen. Aber niemand hatte das Recht, ihm zu sagen, er sei weniger wert. In Deutschland ist das Alter offiziell kein Kriterium. Aber Begleiterkrankungen und die Erfolgsprognose – für manche Ethiker eine implizite Altersdiskriminierung, denn es stellt alte Menschen eher schlechter. Wie aber diese tragische Auswahl treffen? Unmenschlich ist es, sie den Ärztinnen und Ärzten aufzubürden, allein mit einer Empfehlung der Vereinigung für Notfallmedizin an der Hand. Unsere Gesellschaft selbst müsste diese Frage beantworten, in einer offen geführten demokratischen Debatte, mit einem Gesetz. Und wir müssten uns vielen anderen Fragen stellen, die unsere alternde Gesellschaft so gerne verdrängt.

Was ist da unten los? Samstagfrüh, ich liege im verrufenen Sofa und schreibe, es ist halb elf, eben war es noch ruhig, alle im Haus haben verschlafen, auch Willi, der Frühaufsteher. Gestern hatte Franziska ihm Netflix eingerichtet, Sophia, die Hunde, alle hatten sich palavernd in seinem Schlafzimmer versammelt. »Was willst du sehen? *Ziemlich beste Freunde*?« Die Geschichte des Gelähmten und seines Pflegers, in der der Pfleger den Gelähmten auch mal verulkt. »Ha!«, rief Helga. »Wie der ihm üble Frisuren macht.« Gelächter. »Werde ich bei Papa auch mal machen!«, rief Susanna. Es waren am Ende die richtigen Filme. Als ich in der Nacht um halb drei den Hund rausließ, brannte bei Willi noch Licht.

Auch ich hatte bis in die Nacht gesumpft, hatte in eine australische Serie reingeschaut, *Altenheim für Vierjährige*, Nir Barzilai hatte mir davon erzählt, Professor am Albert Einstein College of Medicine in New York, weltbekannt für seine Studien mit Hundertjährigen. Vor einem Jahr sprach er auf dem World Economic Forum über seinen Vorschlag, Kindergärten und Altenheime zusammenzulegen.

Die Idee der Serie: Vierjährige besuchen über sieben Wochen hinweg ein Altersheim, Ärzte und Ärztinnen beobachten, was dies mit den Heimbewohnern macht. Für Helga waren Altersheime »der Ort, wo du nach und nach verstummst, wo der Geist einschläft«. So hatte sie es bei ihrer Schwester erlebt.

Der erste Clip, den ich sah, begann mit ernsten, alten Gesichtern und traurigen Worten über Einsamkeit. Dann kommen die Kinder rein, Hand in Hand, schüchtern, so groß wie Sophia, und es geht los, Tag für Tag.

Malen. Vorlesen. Klatschen. Singen. Eierlaufen. Teig kneten. Küken beim Schlüpfen beobachten. Wettrennen mit Rollator. Die Kinder überreichen selbst gemalte »Winner«-Plakate. Lachen, Berührung, auch Tränen.

Am Ende stellen die Ärzte eine »überdeutliche Stimmungsaufhellung« fest. Der Depressionswert in der Gruppe hat sich halbiert. Sie zeigen Diagramme: Verdoppelung der Schritte an jedem Tag. Verbesserung des Gleichgewichtsinns um 50 Prozent. Mehr als drei Vierteln der Heimbewohner fällt das Aufstehen leichter. Die Griffstärke verdoppelt sich. »Ihre Kraft hat um 15 Kilo zugenommen«, sagt eine Ärztin zu einer Frau.

All das in sieben Wochen. Und es muss nicht die eigene Familie sein. Schön, wenn es so ist, aber wer keine mehr hat oder lieber mit Freunden lebt, für den wirkt der Zauber genauso, es müssen nur die biochemischen

Prozesse angeregt werden, die Generationen vereint. Zusammen ist man weniger alt.

Und es wirkt in beide Richtungen. Bei den Kindern wächst die Empathie, ihr Körper schüttet »pro-soziale« Hormone aus, seit Langem erforscht dies die Wissenschaft, besonders bekannt: die »Blauen Zonen«, Gebiete, in denen Menschen besonders alt werden, in Italien, Japan, Kalifornien, Costa Rica und Griechenland. Die Menschen dort, schrieb ihr Entdecker Dan Buettner, behielten alternde Eltern und Großeltern in der Nähe. »Das senkt auch die Sterblichkeit und Krankheitsrate der Kinder im Haus. Diese Kinder bekommen viel Zeit und Liebe.«

Als ich ins Bett ging, wusste ich noch besser, welch Glück Sophia hat. Und was sie im Haus verändert. Wie ginge es Willi, wie Helga und Susanna, wenn dieses kleine Wesen nicht hier wäre, all das Lachen und die Verücktheiten? Auch wenn Helga und Willi nie einsam waren, ein enges Band zu ihren Kindern haben, die Besuche ihrer erwachsenen Enkel – der Alltag mit einem Kleinkind ist etwas anderes, Besonderes. Wenn schon eine siebenwöchige Kur dies bei Heimbewohnern bewirkt, wie wohltuend war wohl Sophias 200-Wochen-Kur seit unserem Einzug?

Neugierig ging ich runter in die Küche, in den Lärm hinein. Franziska, Susanna, Helga und Willi saßen um Sophia herum. Franziska war, Befehl von Sophia, das Flugzeug, musste sie heranziehen. Die Kleine stieg aus, in der Hand einen gelben Luftballon. Sie warf ihn Willi zu, »Volleyball«, rief sie. Der Luftballon kam zurück, und Sophia warf ihn Helga zu, und so ging es weiter, von Willi zu Helga zu Sophia, viele Minuten, bis Sophia mit dem Kopf gegen den Schrank knallte und Franziska sie in die Arme nahm. Sophias Augen füllten sich mit Tränen, aber sie machte sich los und hielt sie zurück. »Kein Aua«, sagte sie. Weitermachen. Mit Helga und Willi. Und die beiden hatten gerade auch kein Aua.



LORENZ WAGNER

rührt der Gedanke, dass seine kleine Tochter diese geteilte Zeit für immer in sich tragen wird. Erreicht sie Willis Alter, bis ins Jahr 2112. Aus dem täglichen Miteinander im Haus und vielen Gesprächen mit Medizinerinnen und Altersforschern entstand das Buch *Zusammen ist man weniger alt – Ein Mehrgenerationenhaus und die wissenschaftliche Antwort darauf, wie man gesund und glücklich altert*. Es erscheint im Mai im Verlag Goldmann.